

Frankfurter Rundschau

Literatur als Ausweg

Lutz Hachmeisters und Gert Scobels Porträt Marcel Reich-Ranickis

"Ich, Reich-Ranicki", ZDF, 22.35 Uhr.

VON CHRISTOPH SCHRÖDER

Ganz zum Schluss sagt er diesen Satz, von dem man weiß, dass er ihn selbst nicht glaubt: "Alles, was ich getan habe, konnten andere Leute auch tun." Kurz zuvor hatte der Sohn festgestellt: "Er muss weit gehen, um zu sehen, wie weit er gehen kann." Und das trifft es wohl eher. Man könnte meinen, es sei genug geschrieben, es seien genug Interviews mit Marcel Reich-Ranicki ausgestrahlt worden; den Literaturkritiker kennt jeder, seine Biografie wurde gerade in den vergangenen Jahren ausgiebig dargestellt, und doch - Lutz Hachmeisters und Gert Scobels rund 90-minütiges Porträt Ich, Reich-Ranicki dürfte einer der gelungensten Beiträge seiner Art sein.

Der Film kommt ganz ohne Kommentare aus dem Off aus; es sprechen Bilder, es sprechen Menschen, und zwar beileibe nicht nur Freunde Reich-Ranickis. Ich, Reich-Ranicki hält kritische Distanz; vielleicht kommt man dem Porträtierten darum umso näher.

Hachmeisters und Scobels Film ist die Studie eines Mannes, in dem sich die einschneidenden Ereignisse des Jahrhunderts - Diktatur der Ideologien, Grausamkeiten, Kalter Krieg, Neubeginn, der keiner war - spiegeln. Geboren 1920 in der polnischen Kleinstadt Wloclawek, Umzug mit der Familie nach Berlin, wo ihm die Aufnahme an die Universität mit dem Vermerk "Abgelehnt. Jüdisch" verweigert wird. Deportation zurück nach Polen, ins Warschauer Ghetto.

Und immer wieder gelingt es diesem Menschen, der später mit Hilfe von Schärfe, Rücksichtslosigkeit und Egozentrik zum Literaturpapst wurde, zu rühren: Als sich im Ghetto ein Mann erhängt, sagt seine Mutter, er, Marcel, solle sich um dessen Tochter kümmern. Er ging nach nebenan, wo die 19-jährige junge Frau gerade ihren Vater von der Decke geknüpft hatte, und kümmerte sich um sie - bis heute: Sie ist seine Frau geworden.

Fassungslos vor Albert Speer

Unerbittlich aber ist Reich-Ranicki nicht nur gegen Autoren (einem davon, Martin Walser, der auch zu Wort kommt, wurde später im Zusammenhang mit Reich-Ranicki von anderer Seite übel mitgespielt) - fassungslos ist er, als er auf einer Party des Verlegers Wolf Jobst Siedler plötzlich Albert Speer gegenübersteht: "Ich wollte nicht mit dem Mörder meiner Mutter und meines Vaters in einem Raum sein."

Bis heute rasiert er sich zweimal täglich, eine Angewohnheit aus dem Ghetto. Wer unrasiert war, war schmutzig und kam umgehend nach Treblinka. Ein einsamer Mensch sei er stets gewesen, sagt MRR, ein Außenseiter, der sich einen Ausweg gesucht habe: die Literatur.

Es ist ein Phänomen: Wann immer man sich mit MRR befasst, wird einem der Mensch Reich-Ranicki sympathischer, als es einem der Kritiker MRR je hätte sein dürfen.